

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Die Leute im Stilltal [Schluss]
Autor: Weiss, Margarethe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573444>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

— Die Leute im Stillethal —

Erzählung von Margaretha Weiß, Buonas.

(Schluß).

Dem Michel ward es schwarz vor den Augen, und wankend stieg er treppab. Im Ausgang ging der Grüngrundbauer, verzweifelt die Hände ringend, auf und nieder.

„Wenn die Dinge so stehen,“ sagte der Knecht zum Meister, „wie Rosette mir soeben mitteilte, verzichte ich freiwillig auf mein Hausrecht und gehe fort von hier; ich wäre Euch künftig doch nur ein Dorn im Auge.“

„Ja, ins Irrenhaus hätte ich Euch bringen sollen, bevor Ihr ein solches Unheil angestellt habt! Macht, daß Ihr in den Viehstall kommt!“ knurrte der Bauer so aufgebracht, wie Michel ihn noch nie gesehen.

„Laß ihn doch laufen, wenn er fort will!“ hegte die Schwiegermutter, unter die Küchentüre tretend. „Knechte gibt's ja genug, und einstweilen kann einer der unsrigen seine Stelle versehen.“

„Ich darf ihn ja nicht entlassen laut dem väterlichen Verbot.“ widersprach Fritz kleinlaut.

„Ihr braucht mich nicht zu schicken; ich gehe aus freien Stücken. Sobald ich gefüttert habe, pack' ich zusammen,“ entschied Michel.

Etwa drei Stunden von Waldweilen entfernt liegt das freundliche Dorf Neuheim. Inmitten der meist ansehnlichen Bauernhäuser steht eine höchst armselige, verlotterte Hütte in grellem Gegensatz zu ihrer Umgebung. Von den sechs Stufen der ins Häuschen führenden Treppe fehlten zwei; mehrere zerbrochene Fensterscheiben waren mit Papier verklebt; die Jalousieläden hingen entweder an nur einem Haken oder flatterten im Winde; am Dachfirst mangelten etliche Ziegel. Der Besitzer dieses Vagantenkäfigs, wie die Dorfbewohner das Gebäude nannten, gehörte zu den reichsten Bauern des Ortes, war aber über alle Maßen geizig. Er und sein Weib schafften Tag und Nacht und wagten es kaum, sich an ihrer magern Kost satt zu essen. Allerdings wäre die Maribeth nicht so filzig gewesen wie der Franztoni, wenn sie etwas zu sagen gehabt hätte. Sonst fand sie sich an hohen Festtagen, wie z. B. an Pfingsten, auch beim Metzger ein und marktete um zwei Bratwürste; heute aber gab der Franztoni kein Geld her für solche Leckerbissen. Er hatte sich nämlich an seiner lückenhaften Vortreppe das Bein verstaucht und mußte sich drum nach einem Tagelöhner umschauen, um sein Heugras zu mähen; wegen dieser Ausgabe hingelte sich der Geizhals beinahe, und alles Ueberflüssige mußte deshalb entbehrt werden. Schweigend saß das Ehepaar am Pfingstmontagabend in der Stube; Maribeths ausgehungelter Magen brannte vor Begierde nach Bratwürsten, ihrer einzigen Freude während des Jahres. Immer wieder blickte sie sehnsüchtig auf ihren Mann, in der Hoffnung, er müsse seinen Sinn ändern und doch noch mit Geld herausrücken zur Beschaffung dieses

lukullischen Leckerbissens. Er aber hockte geruhig auf seinem hundertjährigen Sorgenstuhl mit dem zerrissenen Ueberzug, laute an einer Brotkruste, die Maribeth auf der Straße gefunden, und dachte an die Sage von den Heinzelmännchen, die vor alters den Bauern das Gras mäht

und in die Scheune gesammelt hatten. Da ward nach fast einstündigem Schweigen die Hausglocke gezogen — ein gar seltenes Ereignis bei Franztonis! Handwerksburichen und sonstige arme Leute sprachen bei ihnen kaum vor; ein Blick auf das verwahrloste Gebäude überzeugte sie zum voraus, daß da nicht viel zu holen sei. Bekannte gingen lieber zur Hintertüre ins Haus, als daß sie sich über die gefahrdrohende Treppe wagten. Maribeth stand auf und guckte durchs Fenster. „He, guten Abend, Michel, bist du's? Aber nein, eher hätte ich an den Tod gedacht, als dich diesen Abend hier zu sehen!“ rief die Alte hocherfreut und huschte flink wie ein junges Mädchen, ihrem einzigen noch lebenden Bruder die Türe zu öffnen. Dieser reichte ihr die Hand und ging voran in die Stube, auch den Schwager zu begrüßen.

„Machst Feiertag, Michel?“ fragte Franztoni.

„Ja, ein wenig,“ versetzte der Alte kurz.

„Heuten sie noch nicht im Stillethal?“ fuhr jener fort.

„Nein, dort haben sie vorläufig andere Arbeit.“

„Ja, was ist denn da los?“ forschte die Schwester neugierig.

Der Michel tat, als überhöre er die Frage.

„Hast du schon mit Mähen begonnen?“ wandte er sich an den Schwager.

„Nein, leider nicht; ich muß erst einen Tagelöhner suchen. Es gäbe freilich genug solcher; aber sie verlangen auch gar verückt viel: drei Franken Taglohn, das ist ja ein Sündengeld! Mich deucht, so um acht bis zehn Bagen sollte man einen bekommen, und auch das ist noch zu viel!“

„Wenn's dir recht ist, so bleibe ich eine Zeit lang hier; ich habe mich mit des Grüngrunders ein wenig überworfen ... Weißt, die Jungen sind halt nicht mehr die Alten!“

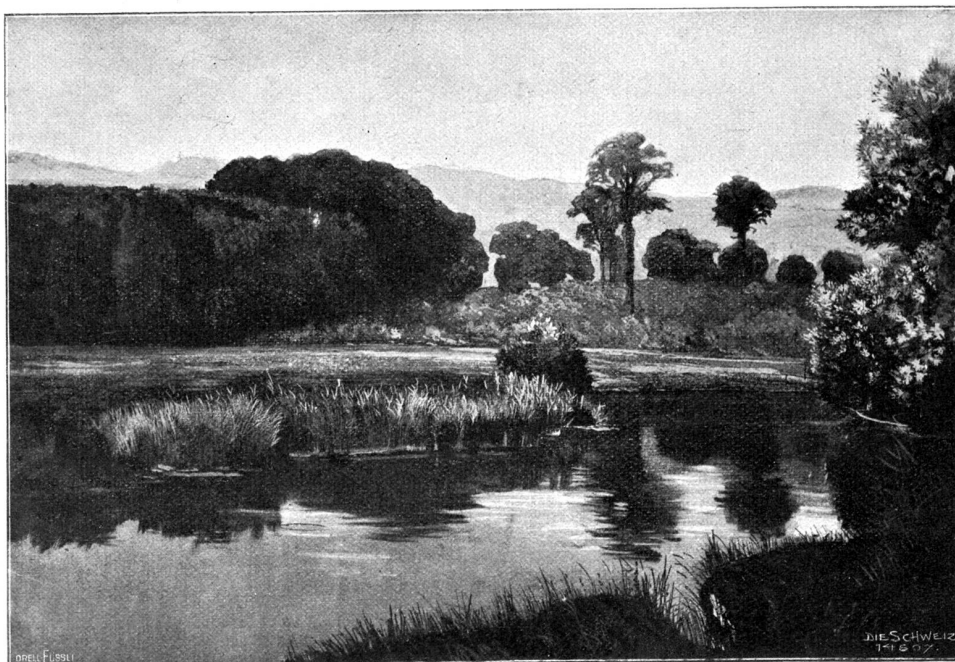
„Ja, das glaub' ich schon; aber wieviel verlangst du denn per Tag?“

„D nicht viel; du kannst mir geben, was du willst; mit Verwandten nimmt man's ja nicht so genau.“

„Ei, welch Glück uns zuteil wird! Aber gelt, Franz, jetzt darf ich doch Bratwürst' holen!“ jubelte die Maribeth.

„Muß den! ja sagen, sonst maust du noch lange deshalb,“ lautete die zärtliche Antwort des Geliebten. „Da hast du vierzig Rappen!“

„Nicht sechzig? Der Michel nähme gewiß auch gern eine; so weit laufen macht hungrig!“



Am Bach (Ausfluß des Hallwylsees). Nach dem Gemälde von Fritz Widmann, Bern-Müschikon.

„Nein, nein, laß nur, ich mag nicht essen!“ wehrte Michel ab. „Und ich brauche auch keine ganze,“ rief der Geizhals erfreut; „der Michel und ich teilen dann; zwei langen schon.“ Wegen Nichtgebrauch war die Glocke schier eingetroffen; als aber die drei am Abend hinter ihrer angebrannten Mehlbrühe saßen, schnellte die steckengebliebene Klingel zurück und gab einen grell tönenden Schall von sich.

„Wer mag das schon wieder sein?“ wunderte Mariabeth. „Wenn's nur jemand wäre, der Geld brächte!“ verlegte ihr Gatte.

Sie lehnte sich aus dem Fenster, um nachzusehen, schrie indes nach einer Weile: „Gott und alle Heiligen! Es ist niemand draußen und ringsum alles still. Es hat sich einer gekündet; aber wer mag's nur sein? Ich kenne keinen Menschen weder unter den Nachbarn noch in der Verwandtschaft, der schwer krank ist.“

Dem Michel fiel der Böffel aus der Hand, und er meinte, das Blut in den Adern wolle ihm erstarren. „Laßt uns,“ preßte er mühsam hervor, „für die an uns denkende sterbende Person fünf Vaterunser beten!“ Die Verwandten taten nach seinem Vorschlag. „Iß nur fertig, Michel!“ mahnte die Schwester, als das Gebet gesprochen war.

„Ich mag nicht mehr; ich habe keinen Hunger.“ Der weitverbreitete Glaube, daß Sterbende sich ihren Freunden oder Feinden bemerkbar machen können, ist auch in Waldweilen und Neuheim zu Hause.

Michel hegte keinen Zweifel daran, die Grundbäuerin sei soeben gestorben, hütete sich jedoch wohl, genauer nachzuforschen. Er floh die Menschen vielmehr, redete nur, was unbedingt nötig war, und konnte stundenlang auf den gleichen Fleck hinstarren. Die Verwandten waren überzeugt, seinem Weggang vom Grüngrundhof müsse etwas Außerordentliches zugrunde liegen. Mehrmals drang die Schwester in ihn, ihr doch mitzuteilen, was geschehen, brachte indes nichts anderes aus ihm heraus als den Satz: „Die Jungen sind halt nicht mehr die Alten!“

„Mußt ihn nicht nötigen und quälen,“ belehrte sie der Franztoni eines Tages; „ich glaube, er läuft eher davon, als daß er mit der Sprache herausrückt, und das wäre höchst fatal für uns; denn wir bekämen ja keinen andern, der uns umsonst arbeiten würde.“

Der Herbst war schon ziemlich vorgerückt; Franztoni hatte Heu und Obst unter Dach, und die Streue war gemäht.

„Michel,“ begann er eines Abends nach dem Essen, „wenn ich dich wär, so ginge ich wieder nach dem Stiltal; sie müssen dich aufnehmen; du hast es ja schriftlich!“

„Dorthin mag ich nicht mehr,“ erwiderte der alte Knecht erschrocken auffahrend. „Kann ich nicht mehr arbeiten, so zehre ich an meinem verdienten Geld, und ist das aufgebraucht, so finde ich wohl ein Plätzchen im Armenhaus wie noch viele andere alte Diensthöten.“

„So, das wär was Gescheites, du Lappi! Dadurch kämen ja wir zu Schaden; kannst du umsonst auf dem Grüngrundhof sein, so brauchst du ja dein Geld nicht, und wir können dich beerben, andernfalls könnte es leicht dazu kommen, daß wir noch für dich bezahlen müßten,“ keiften Schwester und Schwager einmütig. Das sah der Michel ebenfalls ein, schob jedoch das Fortgehen solange als möglich hinaus; immer wieder sah er eine Arbeit, die noch gemacht werden mußte, und trölte tagelang an Dingen herum, die er sonst in einer Stunde fertiggebracht.

„Ob dem ewigen Geleier will ich vor Aerger nicht grau werden!“ schalt der Franztoni, zu seinem Weibe gewandt; „wir geben ihm einfach nicht mehr zu essen, dann bekommt er schon Beine.“ Gesagt, getan. Das Manöver erwies sich sehr wirksam. In einer trüben Oktobernacht wankte der an Leib und Seele zerschlagene Greis spät dem Grüngrundhof zu, der im stillen Frieden dalag. Alles schien zu schlafen. Michels zerrütteter Geist empfand eine kindische Furcht vor dem Hause des Todes; das geringste Geräusch sprach ihm von der jungen hingeschiedenen Frau. In der Scheune knarrte ein vom Wind bewegter Fensterladen: er meinte darin ihren letzten Seufzer zu hören. Im Dunkel der Nacht stiegen schreckliche Bilder vor ihm auf, beim Auf-

eines Nachtvogels fuhr er zusammen. Zögernd griff er nach dem messingenen Glockenzug und ließ ihn wieder los; denn er war kalt wie das Glied einer Leiche. Erschöpft sank er auf die Hausbank nieder mit dem Voratz, die Nacht da zuzubringen. Ein schauriger Herbstwind wehte durch seine dünnen Kleider, und ein heftiger Schüttelfrost packte ihn. Einen Moment vergaß er darüber die ihn ängstigenden Sputzgestalten, stand auf und zog die Glocke. Schriß löste sie durch das stille Haus. Gleich darauf entstand Leben im Innern; Schritte kamen den Gang entlang; die Türe ging auf; das helle Licht blendete des Alten Augen, sodas er sie einen Moment schließen mußte; doch hatte er bereits die als tot betrauerte Bäuerin und hinter ihr das freundliche Gesicht des Grüngrunders erkannt, vor dessen Zorn er sich fast ebenso gefürchtet hatte, wie vor dem Geist der durch seine Schuld umgekommenen Frau. „Wie, Ihr seid's, leibhaftig, Michel?“ grüßte ihn Anna freundlich. „Noch ist keine Stunde vorüber, daß wir von Euch geredet haben, gelt, Fritz?“ wandte sie sich zurück nach ihrem Mann. „Ja freilich,“ bestätigte dieser, ersichtlich gutgelaunt, „und morgen wollte ich mich ganz bestimmt auf den Weg nach Neuheim machen und Euch zurückholen. Wir vernahmen erst kürzlich, daß Ihr bei Eurer Schwester Unterschlupf gefunden. Willkommen, alter Michel, im Grüngrundhof!“ „Aber was stiert Ihr mich so an?“ begann die Bäuerin wieder. „Meint Ihr etwa, Ihr habet es mit einem Geist zu tun?“

„Ja, das habe ich zuerst geglaubt!“ schluchzte der Greis, in Tränen ausbrechend. „Gott sei's ewig gedankt, daß Ihr noch am Leben seid!“

„Nahe genug ist mir allerdings der Tod gestanden,“ fuhr sie, die Stubentüre öffnend, fort und rückte ihm einen Sessel zurecht. „Mehrere Tage schwebte ich zwischen Leben und Tod, und vor kaum sechs Wochen war ich noch in Gefahr, ganz zu erlahmen. Ja, Michel, so vergeht einem der Uebermut! Dexters dachte ich Eurer Strafpredigt am Pfingsttag, als ich sah, wie Fritz, so treu um mich besorgt, alles aufbot, mich am Leben zu erhalten, und keine fünf Minuten von meinem Lager wich. Eines Tages versprach ich ihm, das Tanzen aufzugeben, weil er es nicht liebte; er wollte aber nichts davon hören. Wenn du an der Fastnacht gesund bist,“ sagte er, „begleite ich dich gerne ins Kreuz- oder in den Sternen; ich sehe dich lieber einen lustigen Walzer tanzen als hier auf dem Krankenlager liegen!“

„Das versteht sich doch am Rand!“ wehrte Fritz das Nüchtern ab.

„Ich komme aber auf keinen Fall mit,“ behauptete Anna. „Unser zu früh geborenes Bublein ist so schwach und zart, daß ich's nicht übers Herz brächte, dem Vergnügen nachzulaufen und es fremden Händen anzuvertrauen.“

„Was? Auch das Kind lebt?“ rief Michel erstaunt.

„Ja, wir haben einen schönen Jungen, der täglich zusehends kräftiger wird,“ schloß Anna mit Mutterstolz.

„Setzt aber geh' und koch' unserm lieben alten Michel etwas zu Nacht!“ mahnte der Bauer; „er ist gewiß hungrig.“

Bei einem schnell bereiteten Nachtessen saßen die drei noch eine Weile beisammen, und immer mehr tauten dabei die Herzen auf. Alle waren glücklich über dieses Wiedersehen, aber am allermeisten der vergrämte, verschuppte Michel — verschuppt von seinen nächsten Verwandten! Schon jetzt und die folgenden Tage, immer klarer erkannte der Michel, wie die schweren Prüfungen das ungleiche Paar sich besser und inniger verstehen gelehrt hatten und daß ein ganz anderer Geist, der Geist der Liebe und des Friedens, im Hause wehte. Allein auch auf sein Gemüt übte er einen wohlthätigen Einfluß aus, und als erst der kleine Stammhalter zu trappeln und zu plaudern begann, ging ihm eine völlig neue Welt auf, und er fand nicht mehr Zeit zu nutzlosem Grübeln.

Schon deshalb hatte sich Fritz eine heitere, lebhaftere Lebensgefährtin gewählt, damit seine Kinder aufgeweckter und lebensfroher würden, als er es selber war. Und sein Wunsch erfüllte sich. Nach wenig Jahren wandelten vier muntere, gut erzogene Kinder das Stiltal zu einem Frohtal um.

Offenbarung.

Das ist der Frühling, Kind, der durch die Bäume
Wie lauer Windhauch leise, flüsternd geht,
Der Blütenschnee in deine Locken weht
Und deine Sehnsucht küßt in Liebesträume.

Das war der Frühling, Kind, der warm dich grüßte
Am Brunnen, als dir fast der Krug entglitt,
Dieweil ein Bürsche dir zur Seite schritt
Und lieberfüllt zum ersten Mal dich küßte.
Das war der Frühling, Kind — — —

Das ist der Frühling, Kind, der nächtens leise
Am Kammerfenster an die Scheiben klist,
Im Mondlicht sprühend durch die Wiesen list,
Der dir erzählt und singt geheime Weise.